Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 44 (1950)
Heft: 3

Artikel: Leben und Werk Léon Bloys (Fortsetzung und Schluss) : Teil II
Autor: Hug, Herbert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-139364

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Leben und Werk Léon Bloys

(Fortsetzung und Schluß)

II.

Es wird in Zukunft müheloser sein, sich mit Léon Bloys Werk vertraut zu machen, da seit 1947 bei *François Bernouard* in Paris unter der weisen Aufsicht von *Joseph Bollery* eine gediegen ausgestattete, mit Varianten und Anmerkungen versehene *Gesamtausgabe* erscheint, die um die dreißig Bände umfassen wird. Bereits 1929 hat J. Bollery mit seinem Buche «Ein großer verkannter Schriftsteller Frankreichs: Léon Bloy» eine gute Einführung gegeben und eine vollständige Bibliographie der Werke Bloys veröffentlicht. Dieses Buch ist zusammen mit *Stanislas Fumets* «Sendung von Léon Bloy» (1935) immer noch lesenswert, obwohl uns heute näherliegendes Material zur Verfügung steht. Es ist dem früheren Basler Ordinarius für französische Philologie, *Albert Béguin*-Vincent, zu verdanken, daß uns Bloy durch seine subtile Durchschauung und Durchdringung der oft schwer verständlichen Texte zu einer lebendigen und prophetischen Gestalt unserer Zeit erstanden ist. In der Sammlung «Le Cri de la France» hat Béguin im Jahre 1943 bei Egloff in Freiburg eine wohlerwogene Auswahl der Schriften Léon Bloys erscheinen lassen, und ein Jahr darauf hat er beim gleichen Verleger sein wundervolles Meisterporträt «Léon Bloy, L'Impatient» veröffentlicht. Monographische Studien eines Literaturprofessors zeichnen sich gewöhnlich durch die Kälte der kritischen Distanz und durch die Schärfe der Analyse aus. Bei Béguin ist das anders. Sein wahrlich auch kritisches Urteilsvermögen und sein analytischer Scharfsinn sind ganz und gar von einer tiefen und lebhaften geistigen Sympathie in Anspruch genommen, und man merkt es jeder Zeile seines Buches an, daß er über Léon Bloy schreibt, weil er sich zutiefst von dessen noch unerschlossener Hoheit überwunden weiß. Er liebt ihn, liebt ihn glühend und ringt um die Wertschätzung eines Menschen, dessen Ruhm einst schmachvoll zertreten worden war. Mein eigenes Essay, das ich hier veröffentlichen darf, hat auch keinen andern Sinn, als ein kleiner Beitrag zu sein für eine Wiedergutmachung, die Bloy gegenüber schon längst fällig ist. Um ihn mundtot zu machen, taten sich einst seine Zeitgenossen zu einer Verschwörung des Schweigens zusammen, und charakteristisch dafür war die Stellung, die *Paul Bourget*, einer jener erfolgreichen Literaten, noch 1923 bezog, indem er von Bloy erklärte: «Ein interessanter Mensch war das nicht ... Er war nicht ohne Begabung, hielt sich aber für ein Genie ... Er war hochmütig, ein Faulenzer ... Er dachte nur daran, Geld zu borgen, und beleidigte die, welche es ihm weigerten ... Er hielt sich ständig für verfolgt ...» Das ist die Legende von Léon Bloy. Von Frankreich aus drang sie in alle Welt, besonders auch nach Deutschland, und so ist es gekommen, daß Bloy auf deutschem Sprachgebiet nicht nur ein verkannter, sondern ganz einfach ein unbe-

kannter Autor ist. Die äußerst spärlichen Übersetzungen weniger Werke von ihm bestätigen es. Der katholische Pfarrer *Karl Pfleger* ist beinahe der einzige, der sich um Bloy intensiv gemüht hat. In seinem lehrreichen Werk «Geister, die um Christus ringen» (Verlag Anton Pustet, Salzburg 1934) bietet er unter anderen Essays, die Péguy, Gide, Chesterton, Dostojewskij, Solowiow, Berdjajew gewidmet sind, auch eine großangelegte Studie über Léon Bloy als den «Pilger des Absoluten», die zur Einführung in sein Lebenswerk gute Dienste leistet. Ferner hat Pfleger die Brautbriefe übersetzt und ihnen unter dem Titel «Ein Dokument der Liebe» ein leuchtendes Vorwort vorangestellt. Sehr hilfreich ist mir selbst die Abhandlung von *Lotte Kaupp* (Zürich/Küsnacht) geworden, die den Zusammenhängen zwischen der Weltanschauung und dem Stil Léon Bloys nachgeht und die Eigenart seiner rhythmischen Schreibweise sinnvoll beleuchtet. Die Abhandlung ist als Doktordissertation unter dem Titel «Versuch über den Stil Léon Bloys» 1937 in Zürich erschienen. Außer den bereits genannten Brautbriefen liegen an Übersetzungen bloß noch die beiden folgenden vor: «Clotilde Maréchal», übersetzt von Hans Jacob (Basel-Leipzig, 1931), und «Das Blut des Armen», ins Deutsche übertragen von Clemens ten Holder, sowie durch ein Kapitel «Das Mysterium der Armut bei Bloy» eingeleitet von Karl Pfleger (Salzburg-Leipzig, 1936).

a) *Der Herrgottsnarr.* Ungefähr zur gleichen Zeit, da Nietzsche-Zarathustra in ein dionysisches Gelächter über das Christentum ausbricht und die Welt aufschreckt mit der Botschaft, daß Gott tot sei, schreibt Bloy sein bändereiches Werk von der ersten bis zur letzten Zeile ausdrücklich und ausschließlich zur Ehre Gottes, und zwar des alten Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, und nicht des Gottes der Philosophen. Er schreibt alles aus glühendem Drang nach dem, was vollkommen, was *absolut* ist, führt alles mit ansteigender Ungeduld über das Furioso seiner nach Gott schmachtenden Seele und eifert mit Eliasgeist für den einen, ewigen Gott gegen die Baale seiner Zeit und gegen ihre Baalspriester. Ein Herrgottsnarr ist er, aber man vergleiche ihn nicht mit jenem umbrischen Herrgottsbruder, der die Gabe der Milde besaß und dessen Seele in seraphischem Gesang mit den Sonnenuntergängen Umbriens verschwebte. Bloy ist zwar auch ein Franziskus in seiner Weise, aber er kann kein Heiliger sein wie jener — und darunter hat er zeitlebens gelitten! —, sondern muß um des Herrn willen nur ein Hund sein, ein treuer *canis Domini*, der unaufhörlich bellend die Herde Christi umkreist, um sie zusammenzuhalten und zu schützen.

«Niemand kann zwei Herren dienen: entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.» Dieses Wort der Bergpredigt ist bei Bloy sozusagen existentiell geworden. Sein ganzes Werk ist darum so gespannt, darum so explosiv, weil er mit diesem unerbittlichen «Ihr könnt nicht!» seine Zeitgenossen in höchstem Maße aufreizen und skandalieren *muß*. Seine Aufgabe ist es, sich leiden-

schaftlich für die ganze, ungeteilte, unverwässerte Wahrheit einzusetzen. Darum muß er das Entweder-Oder mit der ganzen Schärfe der uns obliegenden Entscheidung betonen und alle verdammen, die es sophistisch in ein Sowohl-als-Auch umlügen. Bloy ist noch unnachsichtiger als der Engel der Gemeinde zu Laodizea. Jener Engel rügt die Werke, die weder kalt noch warm sind. Kalt oder warm sind für Bloy zu milde Gegensätze. Bei ihm gilt nur: Eis oder Glut. Darum empfindet er das meiste als lau und speit es weg aus seinem Munde. Kein Wunder, daß seine Zeitungsartikel, seine Schriften und Briefe ihm auf der ganzen Linie den Haß und die Feindschaft der Mächtigen und Erfolgreichen einbringen und daß ihm zugleich überall, wohin er dringt, die Türen all der Verborgenen, Armen und Dunklen aufgehen, jener unbekannten Einzelnen, die sich stets im Hintergrunde halten und die Bloy erkennt und feiert als die eigentlichen Träger des Reiches Gottes auf Erden.

Bloy ist Künstler. Er hat aber eine sehr strenge Auffassung vom Wesen der Kunst. Sie hat die Wahrheit zu verteidigen gegen die Unwahrheit und das Schöne wider das Unschöne. Denn noch deutlicher als irgendwer empfindet der Künstler die Verbannung aus dem Paradiese und die Sehnsucht nach dem Absoluten. Darum bedenkt er alles *sub specie aeternitatis* und fragt nicht, ob er gefalle oder mißfalle, ob er Erfolg habe oder Mißerfolg: er hat nur sich selber treu zu sein und seiner Sendung. Denn was er zu sagen hat, hat er nicht aus sich selbst: es wird ihm gegeben, aufgezwungen, und die äußere Form, um die er ringt, ist ein Versuch, Unendliches mit endlichen Mitteln auszudrücken. Bloys Ideal wäre es gewesen, sich ganz von der Welt zurückzuziehen — in ein kleines Haus mit einem Garten — um sich nur «vom Worte Gottes zu ernähren». Aber dieser Traum von einem beschaulichen Leben sollte sich für ihn nie erfüllen. Gerade der Abgrund zwischen der grenzenlosen Herrlichkeit Gottes, die er, wie selten einer, schon zu Lebzeiten ahnen darf, und der bodenlosen Niedertracht der Welt, mit der er sich im bitteren Kampf ums Dasein täglich herumschlägt, bringt sein Instrument zum Tönen. Er beherrscht seine Sprache mit überlegener Meisterschaft. Nichts bleibt abstrakt. Alles gestaltet sich bei ihm zum plastischen Bilde. Und das kommt daher, daß sein Reden und Schreiben ein Werk vor Gott ist, ein *Gebet*. «Das Gebet ist die Arbeit der Herren», sagt er einmal in einer seiner prägnanten Formulierungen, «und die Arbeit ist das Gebet der Knechte». Das Gebet ist eine geheimnisvolle, übernatürliche Kraft, «eine Waffe, die wir Gott in die Hand legen, deren Bestimmung uns aber völlig unbekannt bleibt», ein Kapital, mit dem Gott an unserer Stelle arbeitet. Bloy glaubt an die wunderwirkende Kraft des Gebetes. Die Gabe der Apostel und Jünger Jesu und so vieler Heiliger, Krankheiten durch Gebete zu heilen, ist eine natürliche Kraft des kindlich gläubigen Christen und uns nur deshalb verlorengegangen, weil wir diesen Glauben nicht mehr haben.

Hinter allem Sichtbaren ahnt er die Macht des Unsichtbaren. Nichts ist seinen Augen bedeutungslos. Das geringste Geschehen ist geheimnis-

voll und wunderbar, weil es im großen Plane Gottes vorgesehen ist. Wenn uns am Jüngsten Gericht die Augen aufgehen und wir mit einem Schlag den Blick bekommen für die großen Zusammenhänge des Weltgeschehens, werden wir uns anbetend vor der Herrlichkeit Gottes beugen. «Anbeten», das ist eines seiner Lieblingsworte. «Ich bin vor allem ein Anbeter», sagt er irgendwo, «und ich sehe mich selbst jedesmal unter dem Vieh, wenn ich anders als aus Liebe und aus den Motiven der Liebe handle.» Mag ihm Schweres und Schwerstes widerfahren, er ruht nicht, bis er auch und gerade vor solchem anbetend erstaunen muß. Nicht daß Gottes allwissende Vorsehung den freien Willen des Menschen aufhöbe! Es gehört vielmehr gerade zum tiefen Ernst Bloyscher Weltanschauung, daß er die Verantwortlichkeit des frei sich entscheidenden Menschen mit erschreckender Deutlichkeit wahrnimmt und aufzeigt: Wir handeln nicht als voneinander unabhängige Einzelwesen, sondern als Teile der gesamten Menschheit, als Glieder *eines* Leibes, an dem Christus das Haupt ist. Die scheinbar unbedeutendste unserer Handlungen hat ihre Auswirkungen im Unsichtbaren. Für des einen Sünden müssen andere büßen, an des einen Verdiensten haben andere teil. Die Gerechtigkeit Gottes verlangt ein konstantes Gleichgewicht zwischen den Verfehlungen und den Verdiensten der ganzen Menschhit. Mag uns auch dies in unserem egoistischen Individualismus ungerecht erscheinen, so dürfen wir doch nicht an Gottes Gerechtigkeit zweifeln, nur weil unser begrenzter, armseliger Menschenverstand das große Geheimnis der *Gemeinschaft der Heiligen* nicht zu erfassen vermag. Als gläubiger Christ visiert Bloy immer wieder fast in jedem seiner Werke diese Gemeinschaft der Heiligen, in welcher er die Einheit des ganzen Menschengeschlechts wiedererkennt. Hervorgegangen aus dem ersten Menschenpaar, ist die Menschheit in ihrer Gesamtheit mit den Folgen der ersten Sünde, der Erbsünde, belastet. Weil aber an des einen Last alle tragen müssen, kann auch eines einzigen Sühne für alle genugtun. Deshalb hat Christi Tod — rückwirkend und nachwirkend — alle erlöst, Juden und Heiden, und Verfehlungen und Verdienste jedes Einzelnen haben nicht eine beschränkte persönliche Bedeutung, sondern sie beeinflussen wesentlich das Gleichgewicht der ganzen Menschheit.

Bloy verkündigt Christus den Gekreuzigten, Gottes allgenugsame Opfertat. Aber er kennt auch die abgrundtiefe Gottesferne der Welt, in der diese Verkündigung immer noch und sogar immer mehr entweder eine Torheit ist oder ein Ärgernis. Aus dieser Spannung heraus wächst sein Werk. Blickt er auf Gott, so wird seine Sprache wunderbar rein und klar, sieht er auf die Welt, so wird sie wild und grob, ja unflätig. Er sieht das Heilige heiliger und das Gemeine gemeiner als wir. Er hat nur Sinn für die Extreme, für alle Zwischenstufen geht ihm das Verständnis vollkommen ab. Er haßt die «goldene Mitte», verachtet jeden klugen Kompromiß, und besonders die Indifferenz der Christen seiner Zeit weckt seinen maßlosen Zorn. Hätte ihn nicht Christi Lehre und Leben bis ins Mark

hinein durchdrungen, er wäre vielleicht mit seiner vehementen Naturanlage eine Bestie geworden. Nun aber stellt er sich selbst bedingungslos in den Dienst Gottes: seinen kindlichen Glauben, seine aufopfernde Liebe, seine Demut und seinen Stolz, seine Erdhaftigkeit und Sinnlichkeit, seine Leidenschaftlichkeit und seine bissige Ironie. Die Satire scheint ihm die gemäßeste Form seines geistigen Kampfes zu sein. Aber hinter der Maske des Pamphletärs verbirgt sich der missionarische Eifer, seine Gegner zu Ehren Gottes zu «erledigen», und je gewagter der Kampf wird, um so flammender wird seine Begeisterung. Vorsicht kennt er nicht. Er ist seiner Sache sicher, und das übrige anvertraut er Gott.

b) *Der Dichter des Leidens.* Es gibt schmerztrunkene Romantiker, die das Leiden besingen und verklären. Vielleicht ist ihr Gejammer nicht immer so theatralisch als es sich anhört. Auch Viktor Hugo kannte den Schmerz, auch Hölderlin, und wie! Aber entschiedener als sie alle ist Bloy durch den Schmerz ins geistige Leben eingedrungen. «Freude für den schönen Körper, Schmerz für die schöne Seele», dieses Wort aus der Epistola in carcere et vinculis von Oskar Wilde könnte auch von Bloy stammen. Durch unsägliches Leid ist seine Seele erst zum vollen Wuchs ihrer Vollendung herangereift. Gewiß hat auch Bloy nicht sofort für sich das Leid bejaht und begrüßt. Auch er hat damit begonnen, daß er sich dagegen wehrte und auflehnte, und schrittweise nur gelangte er zur Einsicht, daß es in der Nachfolge Christi gar nicht anders sein darf: durch schmerzlichen Verzicht führt der Weg zum Leben. Zwar hat seine starke Seele mitunter das Unglück herbeigesehnt, wie um es sich selber zu beweisen, daß sie es zu ertragen vermag; aber es bedurfte mancher Stürme, bis er sich von dieser befremdlichen Neigung, leiden zu wollen, zur Erkenntnis dieser seltsamen Sehnsucht erhob und schließlich sogar zur festen Überzeugung, daß der menschliche Schmerz eigentlich der Schmerz des gekreuzigten Gottes selber ist. Béguin redet von den «Etappen einer langsamen und allmählichen Einweihung», die sich schon in Bloys Kindheit ankündigte, sich bei wachsendem Alter zunehmend vertiefte und in den Büchern seiner letzten Jahre zur ungeduldigen Erwartung des Weltendes ausreifte. In einem an seinen Freund Georges Landry gerichteten Briefe hat sich der damals erst Siebenundzwanzigjährige bemerkenswert hellsichtig über die läuternde, heiligende Wirkung des Leidens geäußert. «Der Schmerz», so führt er hier aus, «ist der diamantne Schlüssel, mit dem ich mein eigenes Herz erschließe. Er ist jenes heilige Schweißtuch, dem das blutige Antlitz unseres mild gesinnten Erlösers aufgeprägt ist. Die Sterne nehmen, wie man weiß, immer denselben Platz am Himmel ein, aber je nach dem Druck der Wettersphäre erscheinen sie viel ferner als sonst, oder sie rücken näher und näher und gleichen auf einmal glitzernden Tränen, die zu Boden fallen. So ist es auch mit Gott. Die Freude rückt ihn weit von uns fort, indessen die Bedrängnis ihn uns immer näher bringt, so nah, daß er schließlich in uns wohnt. Wühlen uns Qualen auf, so sind

sie doch immer begleitet von wundersamen Gnadenerweisungen ... Das Herz hört vielleicht nicht auf zu bluten, aber im Frieden Gottes blutet es sich gut. Denn ein Herz ohne Leid ist wie eine Welt ohne Offenbarung; im verblassenden Licht der Dämmerung schaut es erst Gott. Ja, von Engeln sind unsere Herzen erfüllt, wenn sie voll Qualen sind ...

Der Schmerz versenkt uns in den Willen Gottes wie in ein Grab, er hüllt uns wie in ein nachtdunkles Leichentuch ein, verengt mehr und mehr unsern Horizont und preßt das ganze All in unsere Brust hinein ... Unser inneres Leben wird wacher. Unsere Seele stärker. Und unversehens befinden wir uns auf Golgatha ... Finsternis ringsum ... Die lichte Gestalt Jesu allein hebt sich hervor ... Sein warmes Blut rinnt über unsere Hände, die sein Kreuz ergreifen ... Wir sind mit Gott, unserem Schöpfer und unserem Erlöser. Er ist uns um so näher, je ferner wir von den Dingen dieser Welt sind. Zwar ist er immer derselbe in unseren Seelen, aber das Blendwerk der Dinge verdeckt ihn uns. Erst in der Nacht, gleich den Sternen, begegnet er uns. Am hellen Mittag strahlt uns des Mondes milder Glanz nicht, in der Nacht jedoch entzückt er uns. Gleich wunderbar ist es mit unserem Erlöser. Seine milde Klarheit breitet sich über unsere Seelen erst aus in der Finsternis des geistigen Golgathas.»

Wohl ist durch die Sünde das Leid in die Welt gekommen. Vor dem Sündenfall konnten die ersten Menschen nicht leiden. Daher ist alles Leid seinem Wesen nach Heimweh nach dem verlorenen Paradiese. Ursprünglich ein Fluch, wird es uns in Christus zum Zeichen der Erlösung. Ja, Bloy erblickt auch im eigenen Leiden erlösende Kraft. Weil Christus gelitten hat, ist unser Leiden in seiner Nachfolge geradezu notwendig; denn «der Knecht ist nicht mehr als sein Herr», und wir müssen «mit Ihm leiden, um mit Ihm verherrlicht zu werden». Die Passion des dornengekrönten Erlösers geht weiter in dieser Welt und vollendet sich in seinen Gliedern. Indem wir teilhaben an seinem Todeskampf, werden wir überhaupt erst Glieder seines Leibes und hinzugesellt zur Gemeinschaft der Heiligen. So gebiert der Schmerz aus sich die ewige Freude. Er macht uns Gott zur alleinigen Zuflucht, und geborgen in seinen väterlichen Armen erfassen wir das Wunder seiner schrankenlosen Liebe.

Bloy hat es immer als ein providentielles Ereignis empfunden, daß er im Jahre der Erscheinung der *Notre Dame de La Salette* geboren worden ist. Diese Erscheinung der weinenden Gottesmutter, die kirchlich beglaubigt worden ist, hat sein ganzes geistiges Leben beherrscht. Sie bildet das Kernstück in seinem Roman «*Die arme Frau*» (Clotilde Maréchal). Bemerkenswert ist der Rahmen, in den hier der Dichter seine Erzählung von La Salette einspannt. Der Kunstmaler Gacougnol und seine Freundin Clotilde haben einen Ausflug in den Zoologischen Garten von Paris unternommen, und dort begegnen sie beide Caïn Marchenoir, alias Bloy. Es kommt zu einem sehr eigenartigen Gespräch über die in ihren Käfigen eingepferchten Tiere, über die Leiden dieser Tiere. «Ich kann Ihnen gar nicht schildern», erklärt Marchenoir, «wie sehr ich mich mit fast allen Tie-

ren, die hier sind, solidarisch fühle: sie sind mir tatsächlich viel näher als viele Menschen. Nicht eines von ihnen, glaube ich, hat mich in Herzensqualen oder in Geistesnöten im Stich gelassen. Man will nicht bemerken, daß die Tiere ebenso geheimnisvoll sind wie der Mensch, und man weiß gar nichts davon, daß ihre Geschichte eine ‚Schrift' in Bildern ist, darin das göttliche Geheimnis ruht. Aber seit sechstausend Jahren ist noch kein Genie entstanden, um das symbolische Alphabet der Schöpfung zu entziffern . . .» Sensibel für alles Weh auf Erden, ist Marchenoir auch ungemein hellhörig für das Seufzen der Kreatur. Er erkennt auch in ihrem Leiden einen tiefen, in die göttliche Heilsgeschichte einbezogenen Sinn. Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen und ihm die Herrschaft über die Tiere gegeben. Adam hat jedem von ihnen einen Namen gegeben, und so wurden die Tiere nach dem Bilde seiner Vernunft geschaffen, wie er selbst nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen worden war. Denn der Name eines Wesens ist das Wesen selbst. Unser Urahne hat dadurch, daß er ihnen Namen gegeben hat, die Tiere auf unsagbare Art zu seinen Tieren gemacht. Er hat sie nicht nur unterworfen wie ein Herrscher. Seine Wesenheit ist in sie eingedrungen. Er hat sie für ewig an sich gebunden, an sich geheftet, indem er sie in sein Gleichgewicht miteinbezog und in sein Schicksal verflocht. «Warum sollen die Tiere, die uns umgeben, nicht gefangen sein, wo doch die menschliche Rasse siebenmal gefangen ist? Alles mußte auf den gleichen Platz fallen, auf den der Mensch fiel. Man hat gesagt, die Tiere hätten sich gegen den Menschen empört, wie sich der Mensch gegen Gott empört hat. Fromme Rhetorik ohne Tiefe. Diese Käfige sind nur dunkel, weil sie sich unter dem Käfig der Menschen befinden, den sie stützen und der sie erdrückt. Aber, ob gefangen oder frei, ob wild oder gezämt, ob ihrem kläglichen Sultan sehr nah oder sehr fern — die Tiere sind gezwungen, unter ihm, seinetwegen und folglich für ihn zu leiden . . . Selbst in der Ferne spüren sie das unbesiegliche Gesetz, und sie zerfleischen einander — wie wir selbst — in der Einsamkeit unter dem Vorwande, sie seien Fleischfresser. Die gewaltige Menge ihrer Leiden gehört zu unserem Lösegeld, und die ganze Kette der Tiere, vom Menschen bis zum letzten Vieh, ist der allgemeine Schmerz, ein und dieselbe Sühne.» Diese Lehre vom Sinn des Leidens und die Idee der Schicksalsgemeinschaft der ganzen Schöpfung sind nicht voneinander zu trennen. Beide sind nicht nur Theorie, die Bloy immer wieder vertritt — sie sind die Luft, in der er lebt.

Im Zusammenhang solcher Gedanken kommt nun Marchenoir auf seine Wallfahrt zu sprechen, die er einst zu «Unserer Lieben Frau von La Salette» unternommen hat. Bekanntlich soll auf jenem Berge im Jahre 1846 die Heilige Jungfrau zwei armen Kindern erschienen sein. Marchenoir entrüstet sich über die Leute, die es wagen, durch Lächerlichkeit oder Verleumdung jenes wunderbare Ereignis zu entehren. Er sieht es selbst für «die hinreißendste göttliche Offenbarung seit der Verklärung Christi» an. Er wurde dort auf dem Gipfel des Berges von La Salette angesichts

der in ihre Hände weinenden Muttergottes von einer «entsetzlichen Vision» heimgesucht, jener Ort ist ihm seither schreckerregend wie der Berg Horeb. Warum? Versunken in einem heiligen Erbarmen zu aller leidenden Kreatur angesichts «Derjenigen, die weint» wird er mitten im Gasthoftbetrieb der dortigen Pilgerstätte Zeuge der niederträchtigsten Szene. Ein Vegetarier, der sich unter den Pilgern befindet, wird zur Zielscheibe des ausgelassensten Spottes, an dem auch ein Priester in langer Soutane schuldig wird. Bloy schimpft bei dieser Gelegenheit über die «priesterlichen Kuhhirten», die offenbar vom Wunder von La Salette keine Ahnung haben, obwohl sie dort täglich zur Erklärung desselben ihre immer gleichen Redensarten von sich geben, als hätte sich die Jungfrau im flammenden Dornbusch ihrer Schmerzen bloß offenbart, um ihnen eine Existenz zu ermöglichen . . . Marchenoir muß sich zur leidenschaftlichen Verteidigung jenes Vegetariers einsetzen, weil er entdeckt, daß der Angegriffene aus Liebe zu allen Tieren seine Enthaltsamkeit übt. «Ich weiß auch», sagt jener, «daß Gott uns die Tiere zur Speise überlassen hat, aber er hat uns nicht geboten, sie wirklich zu verschlingen, und die Erfahrungen der Asketen seit rund tausend Jahren haben bewiesen, daß die Kraft des Menschen nicht auf dieser Nahrung beruht. Man erkennt die Liebe nicht, weil man unter dem Antlitz nicht die Wirklichkeit sieht. Wie ist es zum Beispiel möglich, ein Lamm oder ein Rind zu töten, ohne sich sofort daran zu erinnern, daß diese armen Geschöpfe die Ehre hatten, durch sich das allgemeine Opfer unseres Herrn Jesus Christus zu verkünden? . . .» Dieser Mann, dessen Zärtlichkeit für die Tiere von einer Art mystischer Achtung begleitet war, hatte einst im Duell einen Menschen getötet und war seither von einem unstillbaren Durst nach Sühne entbrannt. In der Darstellung dieses Kampfes überbietet Bloy meines Erachtens Dostojewskijs Psychologie des schuldigen Menschen, und es klingt durchaus glaubhaft, wenn Marchenoir seine Erzählung folgendermaßen endet: «Der arme Mann ist in meinem Gedächtnis ein parabolisches Gleichnis für jenes gigantische einstige Christentum geblieben, von dem unsere heutigen mißratenen Generationen nichts wissen wollen. Für mich verkörpert er die übernatürliche Verbindung von Kinderei in der Liebe und Tiefe im Opfer, die den ganzen Geist der ersten Christen ausgemacht hat, die vom Orkan der Schmerzen eines Gottes umbraust gewesen waren. Beschimpft von den Narren und von den Scheinheiligen, als freiwilliger Bettler, der traurig bis in den Tod ist, wenn er sich selbst betrachtet, allen Qualen verbunden und Gefährte aller Schande ist dieser Mann, in dem das Feuer des Gekreuzigten brannte, das Abbild und die sehr getreue Zusammenfassung jener entschwundenen Zeiten, da die Erde noch wie ein großes Schiff im Golf des Paradieses war!»

c) *Der Schrei des Armen.* «Man tritt nicht morgen, noch übermorgen, noch erst in zehn Jahren ins Paradies ein, sondern *heute* kommt man hinein, wenn man arm ist und gekreuzigt.» So lautet ein Satz in dem

bereits erwähnten Buch, das den Titel trägt: «*Die arme Frau.*» Ein anderes Wort ist nicht minder bezeichnend: «*Mendicus et pauper sum,* Bettler bin ich und arm.» Dieses Wort darf man getrost an die Spitze seines gesamten Werkes setzen. Es gibt keinen Autor der Christenheit außer dem seraphischen Vater, der so viele Epigramme und geflügelte Worte auf den Bettler und den Armen prägte wie Bloy. Von dem Augenblick an, da man dem jungen Schriftsteller auf der Redaktion von Louis Veuillots «Univers» erklärte, daß er nicht verwendbar sei wegen seiner vielen Epitheta, begann die Passion dieses Märtyrers des Journalismus und der Literatur. Er gerät in die ewige Gefangenschaft durch den Geldmangel, in eine Burg, die umwallt ist durch den Hunger, in ein Exil, das ihm auferlegt wird durch Freunde und Berufsgenossen. Was aber ihm widerfährt, er nimmt es in seinen Willen auf und begrüßt es mit ungeheurer Trauer. Er weiß, welche schweren Lasten Gott auf die legt, die ihm gehorchen; er, der von sich sagen kann, daß er im Lichte lebe alle Tage seines Lebens: «Unser Leben ist der übernatürliche Preis eines wütenden Kampfes an jedem Tage. Ich habe Jesus folgen wollen, und siehe da: Er sät mich in die Einöde, *in terra deserta et invia et inaquosa*».

So gerät Bloy in das allerschändlichste und allerverworfenste Dasein, das der moderne Bürger kennt, das Dasein ohne Rente, ohne Einkünfte, ohne Geld, das Dasein auf Grund täglichen Borgens bei Hausbesitzern und Krämern, das Dasein schuldiggebliebener Miete, unbezahlter Lebensmittel, das allverhaßte Dasein des Armen: «Man wird mich mit abgenagten Fäusten in einer Festung ohne Tore und ohne Schießscharten finden. Sie nennt sich der Geldmangel. Man kann sie weder einnehmen noch verteidigen, sie wird blockiert durch einen Wall von Leichen.» Dies letztere buchstäblich: das Exil traf nicht nur ihn, sondern auch seine Familie, und tötete zwei seiner Kinder!

Bloy beginnt den ersten Band seines Tagebuches «*Der undankbare Bettler*» mit dem unerhörten Appell: «Wehe dem, der nicht bettelt! Nichts Größeres gibt es denn betteln! Gott bettelt. Engel betteln. Könige, Propheten und Heilige betteln. Tote betteln. Alles bettelt, was da im Ruhme und im Lichte ist. Warum will man, daß ich mich nicht ehre und ein Bettler war, insonderheit ein undankbarer Bettler?» Und Bollery faßt alles in einer Lobrede auf diesen gewaltigen Bettler zusammen: «Wie hat er gelebt? Er hat gebettelt. Er hat sein Brot gebettelt und das seiner Kinder. Er hat sein Einkommen gebettelt. Er hat die Gerechtigkeit gebettelt, die die Menschen ihm weigerten. Er hat den Ruhm gebettelt, den man ihm schuldig war. Er hat die Schönheit gebettelt, nach der er hungrig war. Er hat die Freundschaft gebettelt. Er hat die Liebe der Seelen gebettelt . . .» Und in der Tat, zahlreich waren die Seelen, die kamen, um bei Léon Bloy «den Weg zum Himmel zu erfragen». So kreist all sein Werk um das Magnifikat der Armut, am erschütterndsten jedoch dasjenige mit der Überschrift «*Das Blut des Armen*».

Das Christentum hat keinen Erfolg gehabt, das Wort Gottes hat

keinen Erfolg gehabt. Man hat dem Christentum das Recht auf Reichtum unterschoben, und dieser Betrug ist — nach Bloy — «eine tatsächliche Verneinung des Evangeliums und eine menschenfressende Verhöhnung des Erlösers». Allein, dieses Recht auf Reichtum steht bereits in allen Gesetzbüchern eingetragen. Es ist unmöglich, diesen Bandwurm auszureißen, ohne daß die Eingeweide mit zerrissen werden, und doch ist diese Operation höchst dringend. Bloy weiß sich dazu berufen, Gott, der sie vollziehen wird, zu assistieren. Mit grimmiger Ironie betont er zwar, daß er den Reichen ihr Vorrecht, mit dem sie nebst so vielen andern Vorrechten gesegnet sind, nämlich: «im Vorhof der Hölle über die Freuden und die Beständigkeit des Reichtums nachzudenken», keineswegs vorenthalten möchte, aber er hofft doch noch, lebendige Herzen im «riesengroßen Dunghaufen der Herzen» zu finden, für die er in seinen Schriften das Elend der Armen nicht vergebens beschwört. Für ihn ist es eine hygienische Notwendigkeit, daß der Arme vom Reichen gefressen wird. «Der Reiche findet ihn sehr gut und kann nicht genug bekommen. Seine Kinder werden mit der Fleischbrühe aus dem Armen genährt, und seine Küche ist mit Extrakt aus dem Fleisch des Armen reichlich versehen.» Der tief unten in der Finsternis liegende Bergmann, der schwarze Kumpel, der immer nur Kohlenstaub schluckt, sorgt für die angenehme Temperatur im Palaste Balthasars. Vielleicht ist eine von seinen Töchtern unter den Freudenmädchen, mit denen sich der Bürger Schändlich amüsiert. — Es ist ein besonderer Genuß, wenn man bei ohnehin schon vollem Wanst sich sagen kann, daß das Geflügel oder die Hammelkeule, die aufgetragen werden, einer armen Familie mit zehn hungrigen Kindern, die allein ein Recht auf diese Schlemmerei hat und nicht ein einziges Krümchen davon bekommt, hätte geschenkt werden können. Oder da wird auf der Schwelle eines Pfandhauses ein reicher Mann angesprochen. — Was tun Sie denn hier? Sie wollen doch bestimmt nichts verpfänden. — Ich suche eine günstige Gelegenheit. Zuweilen trifft man hier nämlich kleine, hübsche Frauen, die keinen Freund haben und aus Armut gezwungen sind, das Kostbarste, was sie haben, zu versetzen. Manche weinen sogar, was sie noch niedlicher macht ... Die Zahl dieser Wohltäter ist unbekannt. — Da lebt ein Millionär, der unnötig viel Geld besitzt, und in einer Minute gibt er für eine Laune eine Summe aus, die fünfzig oder sechzig Jahre lang Gegenstand der verzweifelten Wünsche eines armen Mannes war. — Da ist eine arme, alte Frau. Sie schuldet einer Dame von der «Caritas» an die zehn Franken. Die Dame sagt zu ihr: «Sie können mir kein Geld geben, Sie werden mir also Ihre Arbeit geben.» Die Unglückselige, erfüllt von dem Wunsche, ihre Schulden zu bezahlen, arbeitet also; sie besorgt den Haushalt, die Wäsche, die Küche und die Näherei. So vergehen Wochen, Monate und Jahre. Der Tod kommt. Sie schuldet immer noch die zehn Franken und obendrein eine ewige Dankbarkeit. — Nun genug der Beispiele! Bloy beschwört eine geradezu apokalyptische Menge ausgehungerter Geschöpfe, die arbeiten, leiden und sterben, um

die Freuden von wenigen Einzelnen zu garantieren, Menschen, die kein Licht zum Arbeiten haben, kein Licht zum Leiden, kein Licht zum Sterben, und das seit Generationen, seit Jahrhunderten. Und was ihn am meisten in Harnisch bringt, das ist die sogenannte «billige Arbeitskraft», die für den Ausbeuter wucherische Gewinne abwirft, vor allem die Arbeitskraft der Kinder, die damals in allen Ländern aufs Abscheulichste mißbraucht worden ist. Bloy schüttet die Schale seines Zornes aus über das «System des Schweißes», worunter er nichts anderes als den Kapitalismus versteht. «Gewiß, man kann nichts erreichen ohne den Schweiß und das Blut des Armen; aber wenn dieser Schweiß von einer edlen Stirne fließt, und wenn dieses Blut aus einem edlen Herzen tropft, so sollten es nicht die Hunde saufen; und es ist mehr als empörend, wenn man Zeuge davon sein muß.» Und wie ist ihm aller Merkantilismus zuwider! Im Grunde genommen heißt «handeln»: sehr teuer verkaufen, was billig gewesen ist, wobei man nach Möglichkeit über Quantität und Qualität zu täuschen versucht. Mit andern Worten: «Der Handel nimmt den Tropfen Erlöserblut, der jedem Menschen umsonst gegeben ist, und betreibt mit diesem überaus kostbaren Tropfen, der auf grauenhafte Weise durch Verdünnungen und Mischungen gepanscht ist, ein mehr oder weniger schwunghaftes Geschäft.» Bloy räumt mit den bekannten Gemeinplätzen wie «Geld regiert die Welt» oder «Geschäft ist Geschäft» gründlich auf und zeigt uns das wahre satanische Gesicht unserer Wirtschafts- und Gesellschafts-«ordnung».

Mit einem Wirbel von Unwettern fährt er gegen die Kolonialpolitik los. Christoph Kolumbus — eine Gestalt, der Bloy auch ein selbständiges Werk widmet — hatte verlangt, daß kein Spanier in den neuentdeckten Ländern an Land gehen sollte, der nicht ein echter Christ wäre, damit so das wahre Ziel dieses Unternehmens, nämlich «die Ausbreitung und Verherrlichung der christlichen Religion», erreicht würde. Man leerte für ihn die Gefängnisse und die Galeeren. Gauner, Meineidige, Betrüger, Diebe, Kuppler und Mörder sollten den Indianern das Beispiel der christlichen Tugenden geben. Bloy schildert die Sklavenarbeit der Armeen von Menschen, die damals auf den unermeßlichen Diamantenfeldern buchstäblich eingesperrt waren, und überhaupt ist ihm Amerika das Land, «das durch den Geiz einiger Kapitalisten in eine Kolonie der Hölle verwandelt worden ist».

Und was sagt die Kirche dazu? «Gibt es überhaupt einen Priester», fragt Bloy, «der über folgenden Text zu predigen wagte: ‚*Vae vobis divitibus, quia habetis consolationem vestram* — Wehe euch, ihr Reichen, die ihr euren Trost habt!'? Das ist zu schwer, zu evangelisch, zuwenig liebevoll. Die Reichen verstehen nicht, daß auch die Armen Tröstungen und Freuden haben. Der Gedanke, daß ein Armer sich Tabak gekauft oder eine Tasse Kaffee getrunken hat, ist ihnen unerträglich. Sie haben recht, ohne es zu wissen, da ja die Armen für sie leiden. Aber sie behalten ihren Trost für sich, ihren entsetzlichen Trost, und welch ein Todeskampf,

wenn sie, da sie auf Grund unaussprechlicher Abrechnungen jedes Stückchen ihres mörderischen Reichtums abbüßen müssen, diesen Berg der Qualen auf sich zukommen sehen, ehe sie sterben.» Bloy nennt jeden Reichen, der sich nicht als Diener und Verwalter des Armen betrachtet, einen «infamen Brudermörder». Doch wer ist reich? Bloy antwortet: «Jeder Mensch, der außer dem, was zum körperlichen und geistigen Leben notwendig ist, noch etwas besitzt, ist ein Millionär und infolgedessen ein Schuldner derer, die nichts besitzen.» Jegliches Vermögen, auch das kleinste, ist ein uns anvertrautes Verwaltungskapital zugunsten des noch Bedürftigeren. Wenn wir in Not sind und einen Reichen um Hilfe bitten, tun wir ein gutes Werk: Wir erinnern ihn an seine Pflicht, und im Grunde genommen ist er es, der uns dadurch zu Dank verpflichtet wird. Bloy war — wie wir wissen — oft in solcher Lage. Er hat sich nicht geschämt, oft und eindringlich zu betteln, und wenn er von irgendeiner Seite Geld bekam, dann beglückwünschte *er* den Geber! Er dankte wohl auch, aber nur nebenbei. Denn wem gebührt der Dank außer Gott, von dem doch alles kommt? Stolz trägt er den Schimpfnamen «le mendiant ingrat», den ihm seine Feinde gegeben haben, jene Schreiberlinge, die seine ätzende Satire fürchteten und ihm mit einigen Sous den Mund zu stopfen suchten. Unbeirrt von Gunst oder Mißgunst sieht er die echte Dankbarkeit im mutigen Zeugnis für Gerechtigkeit und Wahrheit. Und darum hört er nicht auf, daran zu erinnern, daß Jesus nur den Armen gepredigt hat, auf den Spuren der uralten Psalmen, die stets den Armen gegen den Reichen in Schutz nehmen. Bloy träumt von einem Katholizismus der Barfüßigen und erhebt den Ruf der Barmherzigkeit für das arme «Volk Gottes»: «Seit Jesus Christus ist Gottes Volk jeder unter uns! Ich bin's, Sie sind's, Sie, der Tischler, Sie, der Schlosser, Sie, der Büroangestellte, der Abtrittfeger oder der Dichter. Alles ist es, was arm ist, alles, was leidet, alles, was tief gedemütigt ist. Eine unermeßliche Herde ist es in der Einsamkeit, eine unendliche Menge trauriger Herzen auf der Suche nach dem Paradiese. Solche gibt es, die gerecht ihr Brot erwerben und die doch nie eine Stunde zur Pflege ihrer Seelen haben und darauf schließlich verzichten müssen. *Wie* sie belehren, sie leiten, sie ermutigen», klagt Bloy, «wo die Geistlichkeit unzureichend der Zahl nach ist und fast immer von erschreckender Mittelmäßigkeit?» «Sie sind es», fährt er dann fort, «denen Christus sagte: Verlasset alles, verkaufet alles, verzichtet auf alles und folgt mir; denn niemand ist von der evangelischen Verkündigung ausgeschlossen. Und sie könnten ihm antworten: Wir haben nichts zu verlassen, nichts zu verkaufen und besitzen nichts, nicht einmal unsere Körper und unsere Seelen, wir wissen nicht, worauf verzichten. Wir weigern uns nicht, dir zu folgen, aber wir sind Trostlose, Hunderte von Millionen Trostloser in den Finsternissen.» Ihren Klagen antwortet dann Bloy selbst: «Rauh ist der Dienst Gottes; nur die Heuchler sagen es euch anders. Er hat mich zwanzig Jahre der Martern gekostet, vollendete Schande und Tod von zweien meiner Kinder, die unter meinen Augen durch das wildeste Elend getötet wur-

den.» Das ist es, was er den Katholizismus der Barfüßigen nennt. Ihm hat er die mächtigsten und erschütternsten seiner Werke gewidmet.

d) Der Judenapostel. Es kann nicht verwundern, daß Bloy, dessen Denken vom Christusmysterium der Armut beherrscht ist, einen besonders wachen Sinn für das Geheimnis des Judenvolkes hat. Er, der immer für die Angefochtenen, für die Bedrängten einsteht, wie könnte er achtlos an den Juden vorbeisehen? Erschüttert steht er vor der ganzen Geschichte der Juden seit der Verschacherung ihres Erstgeborenen, und mit erschreckender Traurigkeit gedenkt er des endlosen Zuges jüdischer Emigranten, die, den Pogromen entronnen, in ihren jämmerlichen Säcken den Schatz der Welt tragen, ihre Thora. «Wer darf behaupten, daß ein solches Volk arm ist? Ein Volk, das durch Nacht und Gräber wandelt, durch Schrecken, Feuer und Tod schreiten kann, um das zu retten, was ihm heilig und teuer ist; ein Volk, das so großem Unglück widerstehen kann, das so viel leiden kann und sooft sein Leben hingegeben hat, das nichts und niemanden fürchtet, sein Leben aufs Spiel setzt für ein paar armselige Blätter, ein Volk, das immer in Tränen badet, das jeder mit Wollust schlägt und quält, das jahrtausendelang in den Wüsten umherirrt und doch den Mut noch nicht verloren hat; um eines solchen Volkes Namen würdig auszusprechen, müßt ihr eure Lippen reinigen. Auf die Knie vor ihm, ihr Völker!» Diesem Volk widmet Bloy sein wohl gewichtigstes Buch, «*Das Heil durch die Juden*». Er nennt es selbst «weniger ein Buch, als die Summe eines Buches», da er es unter unsäglichen Seelenqualen in jahrelanger Mühsal erarbeitet hat. Jede Besprechung dieses Buches ist vollkommen ungenügend. Sein Wert kann nur ermessen werden, wenn man es in der Sprache seines Autors auf sich einwirken läßt. Auch wäre es endlich an der Zeit, seine Übersetzung ins Deutsche zu veröffentlichen. Denn gerade im deutschen Sprachbereich wäre seine weiteste Verbreitung wünschenswert. Den Antisemiten springt es mit unerbittlichem Zugriff an die Gurgel, ist es doch auch entstanden im Kampf gegen Edouard Drumont, den Begründer des französischen Antisemitismus. Drumont, das Muster eines Sittenapostels, wandte sich zur Zeit der Dreyfus-Affäre gegen die Juden als die Hauptschuldigen der Sittenlosigkeit in der Republik und gewann äußerst schnell Popularität und Ruhm, die beide dann freilich mit seinem Tode erloschen. Seine Gestalt hat Georg Bernanos in seinem Roman «Der Schrecken der Wohlmeinenden» literarisch verwertet. Entrüstet ob diesem durch Drumont verursachten Skandal, schreibt Bloy sein Buch dennoch nicht aus polemischen Gründen, sondern einzig und allein zur Ehre Gottes und seiner anbetungswürdigen Gerechtigkeit. Er will nichts anderes, als seine Zeitgenossen in das so besondere Geheimnis Israels einweihen und ihnen das ihm angemessene Erstaunen beibringen: Ehrfurcht! «Die Juden sind die Erstgeborenen unter allen Völkern, und wenn die Dinge wieder an ihren Platz gestellt werden, dann werden ihre stolzesten Beherrscher es für eine Ehre halten, die Füße dieser Vaga-

bunden küssen zu dürfen. Denn ihnen ist alles verheißen, und in der Zwischenzeit tun sie Buße für die ganze Welt. Das Recht der Erstgeburt kann durch keine noch so strenge Züchtigung aufgehoben werden, und das Ehrenwort Gottes bleibt ewig bestehen, weil ‚seine Gaben und seine Berufung ihn nicht gereuen'. Das hat der größte jüdische Konvertit gesagt, und die unversöhnlichen Christen, die die Erpressungen des ‚crucifigatur' verewigen wollen, sollten sich daran erinnern. ‚Ihre Schuld', sagt ferner der heilige Paulus, ‚ist das Heil der Völker gewesen'. Was ist das also für ein seltsames Volk? Sogar Gott muß es um Erlaubnis bitten, wenn er das menschliche Geschlecht retten will, nachdem es ihm sein Fleisch geborgt hat, damit er besser leiden kann. Muß man noch darauf hinweisen, daß sein Leiden ihn nur befriedigte, wenn es ihm von seinem Geliebten (Volke) zugefügt wurde, und daß nur das Blut aus Abrahams Stamm imstande war, die Sünden der Welt abzuwaschen?» Es ist darum für Bloy ganz klar, daß der Antisemitismus — erst recht in seiner modernen Form — das Unmöglichste ist, das es für einen Christen geben kann; er ist die schrecklichste Ohrfeige, die unser Herr in seiner Passion empfangen hat, «die blutigste und unverzeihlichste, weil er sie auf das Antlitz seiner Mutter erhalten hat und dazu erst noch von der Hand der Christen!»

Daß Bloy, der für die Armut und für das Wesen des Geldes so helle Einsichten hat, auch den Geldhunger des jüdischen Proletariats einläßlich analysiert, ist selbstverständlich. Er kommt in diesem Zusammenhang auf Judas Ischarioth zu sprechen und somit wiederum auf das Geld, auf jene Silberlinge, die er für seine verzweifelte Überlieferung des göttlichen Armen einlöste, und die er nicht zu verwenden vermochte. Was hilft dem Judenvolk sein Geld? Es ist nicht dazu bestimmt, davon zu leben. Es lebt von Gottes Wahl in Gnade und Gericht. Wohl wahr, es gibt jüdische Börsenmakler und Spekulanten, sogenannte Geldjuden, und die Legende will, daß alle Juden Wucherer seien. Man weigert sich, etwas anderes zu glauben. Und diese Legende ist eine Lüge, erklärt Bloy entschieden. «Wer dieses Volk kennt und es ohne Vorurteil betrachtet, weiß, daß es ganz andere Aspekte hat und daß es das Elend aller Jahrhunderte trägt und unendlich leidet. Welches Volk ist so arm wie das jüdische Volk, und da ich ein Buch über den Armen verfaßt habe, wie hätte ich es unterlassen können, über die Juden zu schreiben? Etliche der edelsten Seelen, denen ich begegnet bin, waren jüdische Seelen. — Der Gedanke der Kirche ist und muß zu allen Zeiten der sein, daß die Heiligkeit diesem außergewöhnlichen, einzigen und unzerstörbaren Volke innewohnt, daß es zur Vollendung seiner letzten Pläne von Gott bewahrt und mitten im Zerfall so vieler Völker behütet wird als sein Augapfel. Selbst die Verworfenheit dieses Volkes ist ein göttliches Zeichen, nämlich das sichtbarste Zeichen der Beharrlichkeit des Heiligen Geistes über diese so verachteten Menschen, die am Ende der Tage vor der Herrlichkeit des Trösters erscheinen dürfen.» Dieses Volk ist reich in Gott.

*

Zum Schlusse erlaube man mir noch eine Bemerkung konfessioneller Natur. Wenn Bloy von der *Kirche* spricht, so meint er nie eine andere als die römisch-katholische. Es gibt für ihn keine andere. Absolut wie er ist, läßt er absolut keine andere gelten. Das ist seltsam, ja unerträglich. Es gibt protestantische Gelehrte, die durch ihre Beschäftigung mit Bloys Leben und Werk sich unwiderstehlich dazu gedrängt fühlten, ihr evangelisches Glaubensgut über Bord zu werfen und auf das geräumige Schiff der Kirche Roms hinüberzuwechseln. Sie wurden des nüchternen-allzunüchternen Protestantismus satt. Sie vermochten sich den Verlockungen der katholischen Mystik nicht mehr zu entziehen. Sie verlangten nach der Geborgenheit in der Fülle des mütterlichen Schoßes der Kirche. Erstaunliches Symptom! Wir Protestanten tun wohl gut, solche Erscheinungen zu prüfen. Wir werden uns sagen lassen müssen, daß es im Bereich des Katholizismus von gestern und heute Köpfe gegeben hat und noch gibt, die vom Geist des Evangeliums einige Pfunde mehr erhalten haben als wir. Besonders Frankreich mahnt diesbezüglich zum Aufsehen. Denn was nebst Léon Bloy der ihn legitim fortsetzende Georg Bernanos sowie Charles Péguy und auch Paul Claudel an hellstrahlenden Zeugnissen evangelischen Geistes ans Licht gefördert haben, reicht bei weitem hin, um uns in der Zerfahrenheit unseres protestantischen Literatentums zu beschämen, ja, bloßzustellen. Wir haben da Ähnliches nicht entgegenzuhalten. Wer Kraft sucht und Salz, das auch die kunstvolle Prosa erst angenehm macht, wer nach Charakter verlangt, nach dem geheimnisvollen Feuer dessen, der zeugen und sagen muß, wessen sein Herz voll ist, und vor allem, wer die ewig schaffende Glut des Evangeliums auch und gerade in der ihr genuinen Form des Wortes und dessen, der es meistert, ersehnt, so daß die Dichtung zur Frohbotschaft und die Frohbotschaft zur Dichtung wird, die mit geballter Kraft eine schlaftrunkene Zeitgenossenschaft aufruft, aufschreckt, aufweckt, der findet im Bereich des evangelischen Schrifttums wenig oder gar nichts, das sich an die Seite der genannten Franzosen stellen ließe, der muß schon zu den Dänen gehen und womöglich auch bei ihnen gleich nach Kaj Munk zurück zu Kierkegaard, der zudem noch auf den Protestantismus traditioneller Observanz pfeift, oder — besser noch — zu den Russen, zu Dostojewskij, Gogol und Tolstoi, wenn er es nicht vorzieht, sich bei den Juden Rat zu holen, bei Martin Buber, Schalom Asch (wenn er nicht bereits zu amerikanisiert wäre!) oder zu Stefan Zweig, der an unserem Zeitalter überhaupt verzweifelte. Arme Sache — unser Protestantismus, aber gerade dann vielleicht nicht ohne Verheißung, sofern wir ehrlich genug sind, unsere Armut zu sehen, sie sogar zu wollen! Die Seligpreisung der Armut durch Bloy spornt uns an, an unserer Sache nicht zu verzweifeln. Wir haben uns für das Evangelium als unserer einzigen Richtschnur entschieden. Der Katholik Bloy zeigt uns, wie viel wir daran haben und wie wenig wir dessen wert sind. Er deckt uns das Versagen, das ewige Scheitern des Christentums auf. Er demütigt unsern falschen Stolz und zerschlägt alle kirchliche Selbstsicherheit. Wie in solchem Ge-

richt gerade *die* Kirche bestehen kann, als deren Glied er spricht, mögen die Katholiken beantworten. Wir Protestanten aber müssen Bloys Werk ernst nehmen, sofern wir das Evangelium ernst nehmen; denn es sagt in der Hauptsache nichts anderes. *Herbert Hug.*

Ein nächtlicher Spuk

An der dunklen Holzwand meiner Stube hängt, am Abend nur noch halb vom Schein der Lampe beleuchtet, über einem Bücherbrett der Holzschnitt Holbeins mit dem kreuztragenden Christus. Das wuchtige Kreuz mit den scharfen Kanten tritt allein im Halbdunkel deutlich hervor. Der zusammengebrochene Mann darunter, die Steine auf dem Weg, über die er gestolpert, die knorrigen Büsche am Weg, die die Last aufhalten und erschweren, die gerunzelten Sturmwolken am Himmel, sie alle treten zurück hinter der Wucht der übermenschlichen Last. Es ist das große Kreuz, das da Wegrast hält, auf den einen Arm gestützt, bereit, bald wieder aufzubrechen.

Und letzthin geschah's, daß es die Arme bewegte und leicht vornüber sich neigte. Es blickte aus dem Rahmen heraus und verwundert zur Türe hin. Von dort her zog über die Bücher ein langer Zug von kleinen Kreuzen — aus Gold und Silber, Holz und Stein. Die hintersten waren sehr klein und stumpf, in roten und weißen, blauen und grünen Gewändern; die den Zug anführten aber waren von markanter und bekannter Gestalt. Da schritt ein schlankes dunkelbraunes Kreuz, wie ich es als sinniges Symbol an der weißgetünchten Stirnwand einer Kirche gesehen hatte, neben dem gedrungenen, hellen Eichenkreuz, das über einem Grabe seine Wohnung hat. Ein edelsteingeschmücktes, rundliches Kreuz, das ich kürzlich — im Bild — auf dem Ornat eines kirchlichen Würdenträgers sah, geleitete ein graziles, glitzerndes Kreuzlein, das sonst auf der schwarzen Seide eines eleganten Damenkleides zu Hause war. Und etwas hinter diesen beiden Vertrauten humpelte mürrisch und grimmig ein abgegriffenes, grobgeschnitztes Kruzifix, nicht eines von den kleinen, wie sie in katholischen Bauernstuben hängen, sondern eben das, welches ich einmal auf der Darstellung einer mittelalterlichen spanischen Judenverbrennung gesehen hatte, das dort der verzerrte Dominikaner in den Fäusten schwang, um es den Opfern zum Kusse hinzustrecken, oder, so sie nicht wollten, auf den Schädel zu schlagen.

Während die kleinen im Hintergrund blieben, traten diese fünf Anführer respektvoll vor das große ruhende Kreuz und verneigten sich tief.

«Ihr kommt zu mir?» fragte das Große sehr leise. Das Edelsteinbesetzte blickte noch einmal lächelnd auf seine Begleiterin und trat dann würdig vor die anderen: «Es ist uns eine Ehre und eine Freude, dir zu